

## Vor der Religion

### Kafkas Intransparenz in Dialogen

In dem Artikel wird anhand von Beispielen aus *Der Process*, *Das Schloss* und dem Entwurf eines Briefes an Franz Werfel aus dem Jahr 1922 herausgearbeitet, auf welche Weise religiöse und nichtreligiöse Wissensbestände in Kafkas Dialogen verundeutlicht werden. Als Dialogpartner begegnen sich einerseits Figuren, die viel zu wissen scheinen, aber wenig preisgeben und stattdessen in die Irre führen, und andererseits welche, die wenig wissen, aber durch offene Nachfragen hoffen, das Entscheidende zu erfahren und in ihrer Sache voranzukommen. Die mit einer solchen Gesprächssituation verbundenen problematischen Kommunikationsstrukturen waren Kafka bereits von seiner beruflichen Arbeit her bekannt.

Schon früh wurde in der Kafka-Rezeption kontrovers diskutiert, in welchem Verhältnis seine Texte zur Religion stehen.<sup>1</sup> Fragen nach der Religion wie überhaupt Fragen nach Wissensbeständen jeglicher Art haben sich damit auseinanderzusetzen, dass Kafkas Texten neben der hinlänglich bekannten Uneindeutigkeit eine spezifische Form der Intransparenz eigen ist. Immer wieder treten Figuren auf, die Wissen bewusst zurückhalten, die Hintergründe für Ereignisse, Verfahren oder Prozeduren nicht explizit machen, sondern verdunkeln. Diesen Verwirrung stiftenden Altklugen stehen als Dialogpartner bei Kafka die K.-Figuren gegenüber, die sich ohne ein signifikantes Vorwissen über die Gesprächsgegenstände um argumentative Klärung bemühen, indem sie ohne Umschweife das ansprechen, was ihnen selbst von Belang zu sein scheint. Ein Blick in Kafkas *Amtliche Schriften* verdeutlicht, dass Kafka beim Schreiben dieser Dialoge auf Erfahrungen aus seiner Arbeit in der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt (AUVA) zurückgreifen konnte.

#### 1. Rekurse und Schriftwechsel bei der AUVA

Ein wichtiger Bestandteil von Kafkas Arbeit bei der AUVA war die Bearbeitung der Einsprüche der Unternehmen gegen die jeweilige Einstufung in eine Gefah-

---

<sup>1</sup> So gibt es beispielsweise kaum eine zeitgenössische Rezension zu Kafkas 1926 erschienenem Romanfragment *Das Schloss*, in der nicht eine je eigene Sichtweise auf die Frage nach der Religion präsentiert wurde; vgl. Jürgen Born u.a. (Hg.), Franz Kafka. Kritik und Rezeption. 1924–1938. Frankfurt/M. 1983, 135–182.

renklasse, nach der wiederum die Versicherungsbeiträge festgelegt wurden. Wie in einem höchstwahrscheinlich von Kafka verfassten (AS 941), ausführlichen Schreiben der AUVA an die Statthalterei, also in einem Schreiben von Behörde zu Behörde, dargelegt wird, beruht die Einteilung auf fragwürdigen Gutachten, die von der AUVA als entscheidender Grund für die große Menge der Einsprüche angeführt werden (AS 653–682). Zudem ließen sich die Begründungen zu den jeweiligen Neueinreihungen eines Betriebes, wie Klaus Hermsdorf herausstellt, nicht »aus der persönlichen Kenntnis eines bestimmten Betriebes, sondern nur aus den vorliegenden Akten über dieses Unternehmen ableiten« (AS 46 f.). Bei der Erwidern auf die Einsprüche indes wird den Unternehmen verständlicherweise kein Einblick in die fragwürdigen Prozeduren und Hintergründe gegeben, aufgrund derer die Einteilung vorgenommen worden war.

Stattdessen beruft sich die Anstalt auf die fragwürdig zustande gekommenen Verordnungen und oberflächlichen Einschätzungen zu den jeweiligen Unternehmen. Wie die Unternehmen und die häufig im Verlauf des Schriftwechsels beauftragten Anwälte (AS 48 f.) kein Wissen von den Verwaltungsprozeduren hatten, aufgrund derer die Einteilung vorgenommen wurde und die Einsprüche positiv beschieden oder abgewiesen wurden, so war auch das Wissen der Anstalt über die tatsächlichen Arbeitsverhältnisse in den Unternehmen, die ja die eigentliche Basis für die jeweilige Einteilung hätten sein sollen, äußerst gering oder durch die problematischen Gutachten verfälscht. Exemplarisch dafür steht der in den *Amtlichen Schriften* ausführlich dokumentierte Schriftwechsel zum Geipel-Rekurs (AS 517–539). Benno Wagner resümiert in seinem Kommentar zu diesem Rekurs die grundlegende Wissensproblematik der Rekurse in der AUVA folgendermaßen:

Der Rekurs Geipel führt einen Grundkonflikt beinahe aller Einsprüche gegen die Gefahrenklasseneinreihung vor: die Inkompatibilität zwischen dem betriebstechnischen Realismus der Wahrnehmungsweise der Unternehmer und dem – rein statistisch und probabilistisch gegründeten – Begriffsrealismus des Gefahrenklassenschemas (AS 908).

Auf der einen Seite steht der Einzelfall im Mittelpunkt, das »auf Spezialisierung beruhende Expertenwissen« (AS 950) der Unternehmen, auf der anderen Seite das statistisch erfasste große Ganze, eine auf »Totalisierung zielende symbolisch-politische Repräsentation« (AS 950).<sup>2</sup> Angesichts dieser divergenten Wahrnehmungsweisen, Erfahrungswelten und Wissensbestände verwundert es nicht, dass der Schriftwechsel zwischen Unternehmen und AUVA bei beiden Parteien von

<sup>2</sup> Die Kommunikation wäre möglicherweise besser gelaufen, wenn Bruno Latours Actor-Network Theory (ANT) als vermittelnde Theorie herangezogen worden wäre. Vor kurzem enttarnte Benno Wagner Kafka als einen literarischen Vorläufer der ANT; vgl. Benno Wagner, Allogenetität und Assemblage. Kafkas *Schloss* mit Blüher und Latour. In: Malte Kleinwort/Joseph Vogl (Hg.), *Schloss-Topographien. Lektüren zu Kafkas Romanfragment*. Bielefeld 2013, 131–174, bes. 134 und 138 (Anm. 11).

Ablehnung, Unverständnis und Verdächtigungen geprägt war.<sup>3</sup> Keine Seite traute der anderen über den Weg. Verdächtige die AUVA – in vielen Fällen zu Recht – die Unternehmen der Fehlinformation oder Aktenmanipulation, so verdächtigten die Unternehmen – ebenfalls in vielen Fällen zu Recht – die AUVA, dass bei der Einreichung die tatsächlichen Verhältnisse vor Ort nicht richtig eingeschätzt wurden. Wie schwierig diese Einschätzung war, lässt sich daran ablesen, dass, so Kafka, selbst der »laienhafte Beobachter« zugeben muss, »daß eine solch peinliche Unterscheidung der Gefahrenverhältnisse«, auf der die Einreichungsagenda fußt, »ein Ding der Unmöglichkeit ist« (AS 212).

Aufgrund der unterschiedlichen Interessenlagen und Argumentationsstrategien wurde die vermeintlich sachliche Auseinandersetzung häufig auf einer Reihe von Nebenkriegsschauplätzen ausgetragen. Zu denken ist dabei an handgreifliche, an Stummfilmszenen der Zeit erinnernde Auseinandersetzungen um Akten (AS 928), wie sie Pate gestanden haben könnten für den gestrichenen Kampf von K. mit Momus um ein Gesprächsprotokoll im *Schloss* (S:A 271 f.), oder an Verzögerungen bei der Bereitstellung von Daten durch die AUVA, die als Anlass für Verdächtigungen und Verschwörungstheorien genommen wurden. So wirft die Fachgenossenschaft der Holz- und Spielwarenerzeuger im Erzgebirge der AUVA vor, dass diese »es nicht einmal für nötig« hält, »einem Betriebsinhaber, oder besser gesagt einem Delinquenten, auf seine gewiß berechtigte Anfrage zu antworten, innerhalb der Rekursfrist die Grundlage bekannt zu geben, die zu solchen ›Berechnungen‹ dienen« (AS 690). Die Unterschiedlichkeit der Kompetenzen, der Denk-, Schreib- und Argumentationsweisen sowie der Kommunikationsziele hat nicht selten postalische Dialoge zur Folge, die für das, was Gerhard Neumann bei Kafka als ein »gleitendes Paradox« bezeichnet hat,<sup>4</sup> Vorbild gewesen sein könnten.

## 2. Vor dem Gesetz ist allein die Täuschung gewiss

Die zahlreichen Interpretationen, welche Kafkas *Vor dem Gesetz* erfahren hat, rekurrieren häufig auf den Kontext in *Der Process*; der tatsächliche Anlass für das Erzählen der Legende innerhalb des Romanfragments wird dagegen meist außen vor gelassen:

»Du bist sehr freundlich zu mir«, sagte K. Sie giengen nebeneinander im dunklen Seitenschiff auf und ab. »Du bist eine Ausnahme unter allen, die zum Gericht gehören. Ich habe mehr Vertrauen zu Dir, als zu irgendjemanden von ihnen, soviele ich schon kenne. Mit Dir kann ich offen re-

<sup>3</sup> Vgl. AS 48–53 oder beispielhaft den von Klagen und Gegenklagen geprägten *Lohnlistenrekurs Josef Renelt* (AS 575–612 u. 917–932).

<sup>4</sup> Gerhard Neumann, Umkehrung und Ablenkung. Franz Kafkas »gleitendes Paradox«. In: DVjs 42 (1968), 702–744.

den.« »Täusche Dich nicht«, sagte der Geistliche. »Worin sollte ich mich denn täuschen?« fragte K. »In dem Gericht täuschst Du Dich«, sagte der Geistliche, »in den einleitenden Schriften zum Gesetz heißt es von dieser Täuschung: Vor dem Gesetz steht ein Türhüter [...]« (P 292).

Befremdlich ist, dass auf K.s Geständnis, er habe zu dem Geistlichen Vertrauen gefasst und könne offen mit ihm reden, dieser mit der Warnung reagiert, dass er sich nicht täuschen solle. Der Geistliche scheint K. also davor zu warnen, dass Vertrauen und Offenheit ihn nicht weiterbringen werden.

Widersprüche oder zumindest Divergenzen in den Aussagen des Geistlichen könnten daran anschließend geradezu als eine Aufforderung verstanden werden, auch ihm, dem Geistlichen, gegenüber misstrauisch zu sein. So urteilt er zuerst recht freimütig und ausführlich über den Türhüter (P 295–297), um zum Ende des Gesprächs hin die Ansicht wiederzugeben, dass der Türhüter als »Diener des Gesetzes« einem menschlichen Urteil enthoben sei (P 302). Ebenso Misstrauen erweckend ist der Umstand, dass der Gefängniskaplan vor der Wiedergabe der Legende behauptet, es ginge in der Legende um jene Täuschung, der auch K. unterliegt (P 292), und nach der Legende lediglich lapidar feststellt, dass in der Legende nichts von Täuschung stehe (P 295). Als würde der Geistliche K. zum Misstrauen erziehen wollen, stellt er in einem Satz klar, dass er K. lediglich Meinungen zeige (P 298), und erteilt ihm direkt im nächsten Satz den Rat, er solle bloß nicht »zuviel auf Meinungen achten« (P 298). Die Offenheit und das Ernstnehmen von Meinungen und Gesprächspartnern sind beim Geistlichen direkt mit der Einfältigkeit verbunden, die er bei seiner Kommentierung der Legende als charakteristische Eigenschaft des Türhüters ins Zentrum rückt (P 297 f.). Einfältig ist der Türhüter nicht zuletzt, weil er allzu auskunftsfreudig von der Möglichkeit spricht, dass der Mann vom Lande zukünftig ins Gesetz eintreten könne (P 297).

Als Alternative zu Offenheit und Vertrauen predigt der Geistliche ein Bewusstsein für die Omnipräsenz der Täuschung. Der entrüstete Ruf von K. am Ende der Diskussion, dass so die Lüge »zur [...] Weltordnung gemacht« (P 303) werde, könnte daher als gelungene Erziehung zur Täuschungseinsicht verstanden werden. Bezeichnenderweise ist Kafka im Anschluss daran unsicher, wie er weiterschreiben soll, und streicht eine längere Passage mit vielen Einfügungen und Änderungen, in welcher ein Bogen zurück zum Anlass der Erzählung der Legende geschlagen wird (P/FKA *Im Dom* 58–60). Die vom Geistlichen kritisierte und mit der Legende in Verbindung gebrachte Täuschung K.s, die darin besteht, dass er meint, er könne offen mit dem Geistlichen reden, weil dieser anders sei als die anderen, wird von K. relativiert. K. fragt sich stattdessen: »war der G. doch so wie alle andern, wollte er über K.s Sache nur in Andeutungen sprechen, ihn dadurch vielleicht verführen und am Ende schweigen?« (P:A 318).

Die nachträgliche Einfügung »ihn dadurch vielleicht verführen« (P/FKA *Im Dom* 58) ist insofern bemerkenswert, als dass sie eben jenem von K. kritisierten Sprechen in Andeutungen zugerechnet werden kann, denn es ist völlig unklar,

wozu ihn das Sprechen in Andeutungen verführen soll. Soll K. womöglich zu eben jenem Sprechen in Andeutungen verführt werden, das er durch die unspezifische Rede vom Verführtwerden bereits praktiziert? So unwahrscheinlich, wie es auf den ersten Blick scheint, ist dieser Gedanke nicht, da K. ja immer wieder auf die Möglichkeit hingewiesen wird, dass es zum Kampf um einen wirklichen Freispruch und zum dezidierten Abstreiten von Schuld auch Alternativen gäbe. Als Alternative zum wirklichen Freispruch erwähnt der Maler Titorelli beispielsweise die Verschleppung, bei der es wichtig ist, den Prozess durch ständigen Kontakt mit dem Gericht am Laufen zu halten (P 216–218); dafür kann es durchaus von Nutzen und angeraten sein, nicht allzu deutlich zu werden, sondern vielmehr bei den Verhören bloß in Andeutungen zu reden.

Würde K. indes auch anfangen, bloß in Andeutungen zu reden, so würde die hier ins Zentrum gerückte grundlegende Dialogstruktur zwischen jemandem, der zwar viel weiß, aber nur wenig preisgeben möchte oder eben nur andeutungsweise etwas preisgibt, und einem, der wenig weiß, aber um klare Worte bemüht ist, unterminiert. Es verwundert daher nicht, dass der Dialog in dem Moment, als diese Dialogstruktur in Frage gerückt wird, abbricht und der Fortgang des Kapitels unsicher wird (P/FKA *Im Dom* 58–60).

Im Hin und Her zwischen den bloßen Andeutungen des Geistlichen und K.s erfolglosen und zuweilen tatsächlich ein wenig naiven Bemühungen um Klarheit wird die Frage, auf welche Weise dieses Gespräch auf Wissensbestände wie den der Religion zurückgreift, gewissermaßen zerrieben. Durch die Figur des Geistlichen, die Lokalität des Doms, die Fokussierung des Gesetzes und die Auslegung der Legende im Gespräch werden eindeutig religiöse Wissensbestände aufgerufen. Welches Kalkül, welches Verfahren oder welche Funktionsweise diesen Andeutungen zugrundeliegt, bleibt indes völlig unklar. Zwar stellt Marthe Robert heraus, wie eklektisch Kafkas Interesse an der Religion gewesen war,<sup>5</sup> und Ritchie Robertson hält bei seiner Lektüre des Dom-Kapitels resümierend fest, dass bei Josef K. im *Process* »jedes Gefühl« für die »Bedeutung« der jüdischen Kultur »verlorengegangen« sei.<sup>6</sup> Die Logik hinter den Bezugnahmen auf religiöse Wissensbestände in Kafkas literarischen Texten erschließt sich dadurch aber nicht. Weder scheinen die Texte bloß eklektisch auf Religion Bezug zu nehmen, noch zeugen sie von einem verlorengegangenem Gefühl für die Bedeutung der jüdischen Kultur.

Es scheint, als hätten Kafkas Texte von Amts wegen wie der Türhüter den Auftrag bekommen, sich bedeckt zu halten, für Intransparenz zu sorgen und nur das Nötigste preiszugeben. Wie der Türhüter sollten sie »nicht geschwätzig« (P 296) und »nicht bestechlich« (ebd.) sein und ihre freundliche »Naturanlage«

<sup>5</sup> Marthe Robert, *Einsam wie Franz Kafka*. Übers. v. Eva Michel-Moldenhauer. Frankfurt/M. 1985, 160.

<sup>6</sup> Ritchie Robertson, *Kafka. Judentum, Gesellschaft, Literatur*. Übers. v. Josef Billen. Stuttgart 1988, 172.

(P 297) unter strenger Kontrolle halten. Das Korrektiv dieser quasi amtlichen Seite von Kafkas Texten und zugleich der Einsatzpunkt für die narrative Dynamik sind die K.-Figuren, die indes nicht in der Lage sind, den Schleier der Andeutungen und Täuschungen zu lüften.

### 3. Ein leeres Blatt mit Unterschrift – Klamms Briefe im *Schloss*

Bereits mit dem Tag der Veröffentlichung von *Das Schloss* hatte Max Brod durch sein Nachwort der Rezeption von Kafkas letztem großem Romanfragment die Richtung vorgegeben. Mit seiner Deutung des Schlosses als Sitz göttlicher Gnade (S/GW 349) wurde die Frage aufgeworfen, welche Rolle die Religion in *Das Schloss* spielt. Beim Versuch, diese Frage zu beantworten, scheint sich der Text den Briefen von Klamm anzugleichen, mit deren Deutung K. überfordert wurde. Tatsächlich sind Briefe im *Schloss* zentrale handlungstragende Elemente.<sup>7</sup> Daher ist es nicht verwunderlich, dass als zentrale Textformen, die gedeutet werden wollen, eben keine Legenden oder Gesetzestexte wie im *Process* im Mittelpunkt stehen, sondern Briefe – wie beispielsweise der Brief Klamms an K.

Schon bei der ersten eigenen Lektüre bemerkt K. die Undeutlichkeit des Briefes, der vermeintlich seine Aufnahme in den Schlossdienst bestätigt. Zu finden ist dort viel Raum für Spekulationen, wohingegen wenig Einsicht in die behördlichen Vorgänge, die dem Schriftstück zugrunde liegen, gegeben wird. Die Widersprüche im Brief verstand K. als »eine ihm offen dargebotene Wahl, es war ihm überlassen, was er aus den Anordnungen des Briefes machen wollte« (S 42). Demgegenüber untergräbt der Vorsteher ebenso wie der Geistliche im *Process* alle Deutungsansätze von K., indem er das Schreiben als einen Privatbrief und keine amtliche Zuschrift klassifiziert (S 114). Weder wird dort also seine Aufnahme als Landvermesser in den Schlossdienst bestätigt, noch kann K. daraus irgendwelche Deutungs- oder Handlungsspielräume ableiten, da der Brief, wie der Vorsteher ausführt, nicht mehr sagt, »als daß Klamm persönlich sich um Sie zu kümmern beabsichtigt für den Fall, daß Sie in herrschaftliche Dienste aufgenommen werden« (S 114). Resigniert erwidert K., dass der Vorsteher den Brief »so gut« deute, »daß schließlich nichts anderes übrigbleibt als die Unterschrift auf einem leeren Blatt Papier« (ebd.).

Indem der Vorsteher K. auf die Unterscheidung zwischen Privatbrief und amtlicher Zuschrift hinweist und dadurch die Unterschrift eine besondere Bedeutung erhält, wird indirekt auf eine Kafka aus der AUVA bekannte Praxis verwiesen: Bei amtlichen Schriften ist der Unterzeichner häufig nicht der Verfas-

<sup>7</sup> Zur brieflichen Kommunikation im Schloss vgl. Wolf Kittler, Daten und Adressen. Verwandtschaft, Sexualität und Kommunikation in Kafkas Romanfragment *Das Schloß*. In: Hansjörg Bay/Christof Hamann (Hg.), *Odradeks Lachen. Fremdheit bei Kafka*. Freiburg, Berlin 2006, 255–283.

ser und, wenn dieser zudem lediglich im Auftrag unterzeichnet, nicht einmal derjenige, der für die im Brief dokumentierten Entscheidungen verantwortlich gemacht werden kann. Einen Einblick in diese verwirrenden amtlichen Praktiken gewährt später Olga, wenn sie davon erzählt, wie nach Barnabas in »merkwürdiger« (S 281) Arbeitsteilung die Briefe im Schloss geschrieben werden (S 280–282). Selbst in der Nacherzählung sind diese amtlichen Prozeduren »fast unverständlich« (S 281).

Angesichts der brieflichen Produktionsbedingungen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass Schreiber und Diktierer zwei verschiedene Personen sind, der Diktierer nur sehr undeutlich flüstert, die Schreiber ständig ihre Positionen wechseln und die Briefe oft sehr lange lagern, bevor sie verschickt werden, verwundert es nicht, dass der zweite Brief von Klamm weder auf die Antwort K.s, in der dieser um ein persönliches Gespräch gebeten hatte (S 45 f.), noch auf die bisherigen Ereignisse Bezug nimmt. Stattdessen dankt er dem »Landvermesser im Brückenhof« für die angeblichen »landvermesserischen Arbeiten« (S 187), die er bereits ausgeführt haben soll.

Der zweite Brief liest sich wie ein Formbrief, der ohne Ansehung der vorher gegebenen Antwort oder des Verhaltens von K. verschickt worden war. Tatsächlich gehörten standardisierte Schriftstücke zu Kafkas beruflichem Alltag in der AUVA. Einerseits ist dabei an die Fragebögen zu denken, die zur Datenermittlung an Unternehmen verschickt wurden (AS 315), andererseits an die formalisierten Briefe, in denen die Unternehmen von der jeweiligen Gefahrenklasseneinstufung unterrichtet wurden (AS 46). Einige dieser Briefe, die Kafka im Jahr 1921 in Vertretung unterzeichnet hatte, haben sich erhalten (AS 769–791). Sollten im *Schloss* tatsächlich, wie Brods Deutung nahelegt, religiöse Wissensbestände eine bedeutende Rolle gespielt haben, so bleibt die Art und Weise der Verarbeitung ebenso im Dunkeln wie der Sinn und Zweck dieses zweiten Briefes.

Im Anschluss an Ritchie Robertson, der darauf hinwies, dass im Hebräischen die Worte »Landvermesser« und »Erlöser« eine große Ähnlichkeit aufweisen,<sup>8</sup> könnte mit Klamms postalischer Anerkennung von landvermesserischen Arbeiten, die de facto nicht getätigt wurden, offiziell vor Augen geführt worden sein, dass es sich bei K. um einen Landvermesser handelt, der eigentlich kein Land vermisst, also gewissermaßen um einen »Landstreicher« oder – in religiöser Sicht – um einen Erlöser ohne Erlösung. Das wiederum ließe sich mit Robertson als Teil einer religiösen Kritik lesen, die falsche Erlösungshoffnungen hinterfragt.<sup>9</sup> Zugleich weist es aber auch darauf hin, dass religiöse Referenzen durch die Identifikation dessen, worauf Bezug genommen wird, weiterhin viele Fragen aufwerfen, was die Art der Bezugnahme und die Einordnung des religiösen Wissens innerhalb des literarischen Textes anbelangt.

<sup>8</sup> R. Robertson (Anm. 6), 297.

<sup>9</sup> Vgl. ebd., 305.

#### 4. Kafka in Anfällen einer Art wacher Ohnmacht

Wie Kafka religiöse Inhalte lediglich andeutungsweise präsentiert und zugleich im Dialog umspielt, wird auch an einem Briefentwurf an Franz Werfel, den Kafka im Herbst 1922 nach Beendigung der Arbeit am *Schloss* geschrieben hatte, deutlich. Zuvorderst geht es Kafka in dem Briefentwurf darum, Werfel seine Kritik an dessen neuestem Stück *Der Schweiger* darzulegen. Dieses Vorhaben wird indes schon zu Beginn des Briefes in Frage gestellt. Kafka klagt dort, dass er nicht einmal sich selbst seine Einwände gegen das Stück verständlich machen kann. Diese Schwäche äußert sich auch in »Anfällen einer Art wacher Ohnmacht« (NSF II, 527). Diese Ohnmacht fällt ihm beim Versuch, seine Kritik zu formulieren, mit einer Kaskade von Fragen ins Wort:

Worüber sprichst Du? Um was handelt es sich? Was ist das, Literatur? Woher kommt es? Welchen Nutzen bringt es? Was für fragwürdige Dinge! Leg zu dieser Fragwürdigkeit noch die Fragwürdigkeit Deiner Reden und es entsteht ein Ungeheuer. Wie bist Du auf diese hohen nichtsnutzigen Wege gekommen? Verdient das ernste Frage, ernste Antwort? Vielleicht, aber nicht Deine, das ist Sache höherer Regenten. Schnell zurück! (NSF II, 527 f.)

Wie der Geistliche vom Gesetz oder der Vorsteher im *Schloss* scheint auch die Ohnmacht von der Literatur als ein Türhüter eingesetzt, der von der Literatur zwar viel weiß, das Wissen aber nicht dazu nutzt, praktikable Handlungsmöglichkeiten im Umgang mit der Literatur aufzuzeigen. Was an Handlung möglich scheint, wird stattdessen schonungslos durchgestrichen. Zugleich spricht die Ohnmacht Kafka jegliche Deutungskompetenz ab und verweist für eine gerechtfertigte Deutung auf ominöse höhere Regenten. Mit der abschließenden Anweisung zurückzuweichen befindet sich Kafka im Briefentwurf an Werfel »gleich in völliger Finsternis« (NSF II, 528); auch K. befand sich nach dem Gespräch mit dem Geistlichen orientierungslos »in der Finsternis« (P 303).

Markanterweise wird nach dieser Radikalkritik durch die Ohnmacht die religiöse Komponente der *Schweiger*-Kritik bloß angedeutet, umspielt und kaum expliziert. Es verwundert daher nicht, dass der Hauptkritikpunkt Kafkas, Werfel habe durch die wenig repräsentative Darstellung der Schweiger-Figur die »Leiden der Generation« nicht angemessen gewürdigt (NSF II, 529), von Thomas Anz und Hartmut Binder lediglich pauschal auf die »expressionistische Generation«<sup>10</sup> bezogen wird. Dabei übersehen sie, dass Kafka damit an eine Zeitdiagnose anschließt, die er im Juni 1921 in einem Brief an Brod explizit auf die deutsch-jü-

<sup>10</sup> Thomas Anz, Das Leiden der Generation. Kafka und die Psychoanalyse. [www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=12104](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12104) (14.04.2013); Hartmut Binder, Kafka-Handbuch. Bd. 1: Der Mensch und seine Zeit. Stuttgart 1979, 569.

dische Schriftstellergeneration bezogen hat (BMB 359 f.).<sup>11</sup> Diese versteckte Anspielung auf einen religiösen Kontext wird also selbst von zwei der wichtigsten Kafka-Forscher, die diesen oft zitierten Brief sicherlich kannten, nicht bemerkt, obwohl zudem die Entwürdigung der Leiden der Generation direkt mit dem Kindermord aus Werfels Stück verbunden wird, womit Kafka bei Werfel implizit eine unakzeptable Anspielung auf die Ritualmordlegende anbringt.

Erst kurz vor dem Abbruch des Briefentwurfs verweist Kafka explizit auf einen religiösen Kontext. Allerdings macht er das in einer derart undurchsichtigen, rätselhaften Art und Weise, dass er damit weit mehr Fragen aufwirft, als Antworten gibt:

Sie erfinden die Geschichte von dem Kindermord. Das halte ich für eine Entwürdigung der Leiden einer Generation. Wer hier nicht mehr zu sagen hat als die Psychoanalyse dürfte sich nicht einmischen. Es ist keine Freude sich mit der Psychoanalyse abzugeben und ich halte mich von ihr möglichst fern, aber sie ist zumindest so existent wie diese Generation. Das Judentum bringt seit jeher seine Leiden und Freuden fast gleichzeitig mit dem zugehörigen Raschi-Kommentar hervor, so auch hier (NSF II, 529).

Mit dem Verweis auf die Psychoanalyse verkompliziert sich die Argumentation. Es scheint fast, als würde Kafka bei seinem Verweis auf das Ungenügende der Psychoanalyse eine Gegenstimme wie die ›Ohnmacht‹ ins Wort fallen und ihn dazu nötigen hervorzuheben, dass die Psychoanalyse trotz alledem für ein Verständnis der Generation nicht ignoriert werden kann und darf. Die ebenso unerwartete wie einprägsame Parallele zwischen Raschi-Kommentar und Psychoanalyse hätte auch von dem Geistlichen aus dem *Process* formuliert werden können, so täuschend und verlockend kommt sie daher. Tatsächlich schließt Kafka damit nahezu direkt an seine Argumentation aus dem erwähnten Brief an Brod an, da er dort den Vaterkomplex, der die Generation belastet, als einen Komplex versteht, der sich nicht eigentlich auf den Vater, sondern auf das Judentum des Vaters bezieht (BMB 360).

Auch an einer weiteren Stelle des Briefentwurfs drängt sich die Nähe zu dem Brief an Brod auf. Direkt unter dem zitierten Satz mit der Parallele von Raschi-Kommentar und Psychoanalyse befindet sich ein kleines Kästchen mit einer Ergänzung zu einer Passage weiter oben im Text (NSF II:A, 124). Kafka schreibt dort, dass das, was Schweiger und seine Frau Anna wollen, vielleicht »allgemein unmöglich« sei (NSF II, 529 u. NSF II:A, 124). Damit schließt er an die oft zitierten drei beziehungsweise vier Unmöglichkeiten an, mit denen die deutsch-jüdische Schriftstellergeneration, wie er im Juni 1921 in dem besagten Brief an Brod schreibt, konfrontiert wird. Die Schriftsteller lebten, so Kafka,

---

<sup>11</sup> Wie in diesem Brief an Brod bezieht sich Kafka, nebenbei bemerkt, auch im Briefentwurf an Werfel erst auf Generationen im Plural, bevor er sich korrigiert und auf eine unbestimmte Generation im Singular verweist (vgl. NSF II:A, 411; BMB 359).

zwischen »der Unmöglichkeit nicht zu schreiben, der Unmöglichkeit deutsch zu schreiben, der Unmöglichkeit anders zu schreiben, fast könnte man eine vierte Unmöglichkeit hinzufügen, die Unmöglichkeit zu schreiben« (BMB 360).

Bezeichnenderweise angesichts des – vom Brief an Brod her gedachten – impliziten religiösen Kontextes, erachtet Kafka in Werfels Stück nur eine einzige Figur für fähig, die Unmöglichkeit der Realisierbarkeit dessen, was Schweiger und Anna wollen, zu widerlegen: den Cooperator, also einen Geistlichen. Zweierlei steht der durch ihn herbeiführbaren Erfüllung von Annas und Schweigers Wunsch und also einem möglichen konstruktiven Gespräch zwischen den Dreien entgegen: Zum einen hätte der Cooperator nach Kafka zwar »vielleicht die Kraft« dazu, aber, wie Kafka sogleich einschränkt, er »hatte nicht die Lust« (NSF II:A, 411). Zum anderen, und diese Art der Schließung eines im Gespräch explizierbaren Auswegs ist Kafka keineswegs fremd, stellt er diese lebensbejahende Fähigkeit des Geistlichen dadurch in Frage, dass er die Anmerkung mit dem Cooperator durchstreicht. So ist im Kästchen zu lesen:

vielleicht ist das was sie [Schweiger und seine Frau Anna] wollen allgemein unmöglich, niemand im Stück hätte die Kraft das zu widerlegen, ~~der Cooperator, der vielleicht die Kraft hätte, hatte nicht die Lust~~ (NSF II, 529 und NSF II:A, 411).

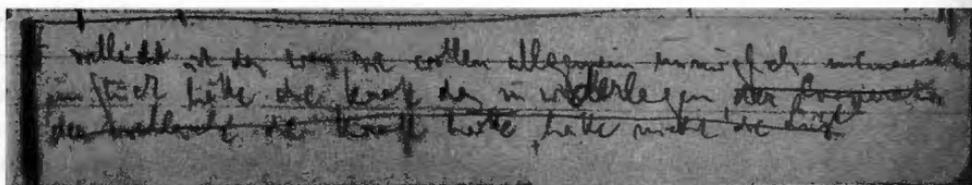


Abb. 1: MS. Kafka 40, 11r. aus der Bodleian Library, Oxford (Ausschnitt im Größenverhältnis 1,5:1)